

# Im Schatten der Mehrheit

AN SMYRNA (OFFB 2,8-11)

von Hans-Georg Gradl

<sup>8</sup> An den Engel der Gemeinde in Smyrna schreibe: So spricht Er, der Erste und der Letzte, der tot war und wieder lebendig wurde: <sup>9</sup> Ich kenne deine Bedrängnis und deine Armut; und doch bist du reich. Und ich kenne die Lästerung von denen, die sagen, sie seien Juden; sie sind es aber nicht, sondern sind eine Synagoge des Satans. <sup>10</sup> Fürchte dich nicht vor dem, was du noch erleiden musst. Siehe, der Teufel wird einige von euch ins Gefängnis werfen, um euch auf die Probe zu stellen, und ihr werdet in Bedrängnis sein, zehn Tage lang. Sei treu bis in den Tod; dann werde ich dir den Kranz des Lebens geben. <sup>11</sup> Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt: Wer siegt, dem kann der zweite Tod nichts anhaben.

178

LECTIO DIVINA

NUR ETWA 60 KILOMETER nördlich von Ephesus liegt die zweite Station der Rundreise, Smyrna. Die günstige Lage am Meer und die Anbindung an bedeutende Handelswege machen die Hafemetropole zu einem Wirtschaftszentrum. Schon der Name der Stadt spricht Bände: *Smyrna* heißt übersetzt „Myrrhe“. Neben vielen anderen Gütern dürfte gerade dieses wohlriechende Harz – ob für kultische Zwecke als Weihrauch oder medizinische Behandlungen in Salbenform – vertrieben worden sein.

Smyrna ist wohlhabend und präsentiert sich selbstbewusst und zielstrebig. Immerhin soll schon Homer in der Stadt seine berühmten Epen verfasst haben. Mit Ephesus und Pergamon wetteifert Smyrna darum, die erste Stadt der Provinz zu sein. Klug und umsichtig wird Politik getrieben. Schon im 2. vorchristlichen Jahrhundert steht ein Tempel zu Ehren der Göttin Roma in der Stadt. Die enge und freundschaftliche Beziehung zu Rom bringt politische und wirtschaftliche Vorteile. Unter der Regierung von Kaiser Tiberius bewirbt sich Smyrna zusammen mit 10 weiteren Städten der Provinz Asia um den Bau einer Kultstätte für den römischen Herrscher. Im Wettbewerb „riefen die Smyrnäer das hohe Alter ihrer Stadt ins Gedächtnis“, und die römischen „Senatoren, zur Abstimmung aufgefordert, gaben ihnen den Vorzug“ (Tacitus, Annalen 4,56). Smyrna erhält den Titel *Neokoros*: Kaiserkultstätte. Der Cäsar wird als politi-

scher Schutzpatron gefeiert und verehrt – durch Spiele und Statuen, Prozessionen und Huldigungsrufe.

## Am Rand und unter den Rädern

Die Christen aber sind Fremde in ihrer eigenen Stadt und Heimat. Sie opfern nicht den römischen Gottheiten. Der Vergöttlichung des Herrschers im Kult und in der Staatsraison stehen sie reserviert gegenüber. Sie fallen negativ auf. Ihr Bekenntnis zu Christus macht sie zu Außenseitern. Die Vorwürfe der Mehrheitsgesellschaft sind gravierend. Die Christen sind als Nestbeschmutzer verschrien, denn das, was den Reichtum der Stadt sichert, lehnen sie ab; den, der Smyrna Vorteile garantiert, respektieren sie nicht. Sie sind gegen den Kaiser und die guten Sitten Roms. Ihr gesellschaftlicher Rückzug wird als passiver Widerstand wahrgenommen.

Im Brief mag Johannes die Situation überzeichnen und dramatisieren. Er spricht von Bedrängnis, Leiden und Lästerungen. Sogar von Gefängnis und Tod ist die Rede. Er stellt die Lage – in seiner apokalyptischen Sicht und Weltdeutung – sehr zugespitzt dar: so als ob das heraufziehende Gewitter schon über den Christen niedergehen würde. Die Vorboten des Sturms sind ja bereits spürbar. Der Wind nimmt zu. Am Horizont zucken die ersten Blitze. Johannes ist sich sicher: Die Lage wird sich nicht beruhigen, sondern weiter verschärfen.

Rein historisch betrachtet, dürften die Christen nicht (oder besser: noch nicht) aktiv verfolgt und allein aufgrund ihres Bekenntnisses hingerichtet worden sein. Auch Johannes nennt in seiner Schrift nur einen Märtyrer namentlich (Offb 2,13). Dennoch ist die Lage prekär. Christsein führt ins gesellschaftliche Abseits und bringt auch wirtschaftliche Nachteile mit sich: Wer gibt schon gern verschrienen Randgruppenexistenzen Arbeit und Auskommen?

## Schwer identifizierbare Gegner

Anfeindung erfahren die Christen von Juden, denen Johannes aber abspricht, wirklich Juden zu sein. In der Forschung ist viel über die Herkunft und das Profil dieser gegnerischen Gruppe spekuliert worden. Sind es Heiden, die vom jüdischen Gesetz und vom Glauben an einen Gott fasziniert sind, aber den letzten Schritt der Konversion zum Judentum doch nicht vollziehen? Viel spricht dafür, dass die Konflikte im Zuge des wechselseitigen Ablösungsprozesses zwischen Juden und Christen entstehen. Während das Judentum einen einigermaßen stabilen *modus vivendi* in der reichsrömischen Gesellschaft gefunden hatte und als altehrwürdige Religion auch Privilegien genießt, werden die Christen zunehmend vom Judentum unterscheidbar. Eigene Gebete und

Gottesdienstformen, die immer seltener werdende Präsenz in den Synagogen und der theologische Disput über den Messias Jesus oder das jüdische Gesetz lassen die Grenzen deutlich werden. Da die Christen zunehmend ins Visier der römischen Staatsmacht geraten und als Unruhestifter gelten, wird wohl auch von Seiten einiger jüdischer Mitbürger die Trennlinie deutlich markiert: „Die Christen gehören nicht zu uns. Sie sind keine Juden!“ Umgekehrt spricht nun Johannes den jüdischen Gegnern ihr Judesein ab.

Mit Antisemitismus aber hat das nichts zu tun. Ganz im Gegenteil: Aller Wahrscheinlichkeit nach war Johannes selbst Jude. Er kennt die Heiligen Schriften Israels und zitiert aus den großen prophetischen Büchern. Er weiß um die Patriarchen, deren Namen auf den Toren der Gottesstadt stehen (Offb 21,12). Die Apokalypse ist die Fortschreibung der jüdischen Heilshoffnung: Am Ende steht das himmlische Jerusalem, beschrieben mit den schönsten Bildmotiven und gezimmert aus den edelsten Hoffnungen des Judentums (Offb 21,2-4.23-26; 22,1-5). Der Konflikt ist soziologischer Natur und wird unter Geschwistern besonders heftig ausgetragen: Die große Nähe macht sehr verletzlich und erklärt die scharfe Reaktion.

## Anfang und Ende und alles dazwischen

Das Sendschreiben nach Smyrna enthält keinerlei Tadel. Das ist ungewöhnlich. In den anderen Briefen redet Johannes den Adressaten sehr ins Gewissen und deckt schonungslos faule Kompromisse und Fehlverhalten auf. Die Gemeinde in Smyrna wird nicht kritisiert, wohl aber zur Treue und Beharrlichkeit aufgefordert. Die Anfeindungen sollen das Rückgrat stärken: „Sei treu bis in den Tod!“

Die Bedrängnis wird nur zehn Tage andauern, was nicht wörtlich und in keinem Fall chronologisch zu verstehen ist. Die zehn Tage bezeichnen in der Symbolwelt der Apokalypse eine begrenzte und überwindbare Zeitspanne. Die Drangsal wird nicht ewig dauern. Sie lässt sich durchstehen und förmlich an zehn Fingern abzählen. Doch das, was den Christen in Smyrna verheißen wird, ist von ewiger Dauer: der Kranz des Lebens und die Befreiung vom zweiten Tod.

Den Adressaten dürften diese Heilsbilder gut verständlich gewesen sein. Sie stammen aus ihrer Erfahrungswelt. Einer Stadt, die sich stets im politischen wie wirtschaftlichen Wettbewerb befindet, sagt der Kranz viel. Kränze wurden nicht nur den Siegern sportlicher Wettkämpfe überreicht. Auch Smyrna trägt den kaiserlichen Kranz und beherbergt einen Kaisertempel. Einer Stadt, die stets die erste aller Städte in der Provinz sein will, wird Christus als der Erste vor Augen gestellt. Johannes ist um Verständlichkeit bemüht. Er erläutert den Glauben und die Hoffnung des Christseins mit vertrauten Begriffen und Bildern.

Der „zweite Tod“ lässt sich vom Ende der Johannesoffenbarung her entschlüsseln. Dort werden der Tod und die gesamte Unterwelt in den Feuersee geworfen: „Das ist der zweite Tod“ (Offb 20,14). Er ist das Kontrastbild zum himmlischen Jerusalem und zu einem Leben im Licht und in der Fülle der Gottesstadt. Wer ans Jenseits glaubt, der weiß, dass es schlimmere Dinge gibt als den „ersten“, physischen Tod des Menschen. Eine billige Jenseitsvertröstung ist das nicht. Die gute Aussicht stärkt vielmehr die irdischen Muskeln: das Durchhaltevermögen, die Treue und auch die Bereitschaft, diese Erde zum Positiven hin zu verändern.

Johannes versteht das Leben als einen – oft genug – steinigen Weg zwischen einem guten Anfang und einem guten Ende. Als der Erste und der Letzte steht Christus da. Macht das nicht Mut? Schenkt das nicht Trost? Alle losen Fäden, die harten Brüche und abgerissenen Verbindungen, mancher Knoten und aller Wirrwarr lassen sich einspannen in eine Textur, deren Anfang und Ende größer sind als das menschliche Unvermögen. Still und leise webt Gott – auf der anderen Seite des Teppichs – ein sinnvolles, durch und durch himmlisches Muster.

Hans-Georg Gradl

geb. 1973, Dr. theol., Priester der Diözese Regensburg; Grundstudium in Regensburg, 1995-2004 Studienaufenthalt in Rom mit Seelsorgstätigkeit in der amerikanischen Gemeinde, 2004 Promotion an der Päpstlichen Universität Gregoriana; Habilitation in München; seit 2013 Professor für Exegese des Neuen Testaments an der Theologischen Fakultät Trier.